

Prof. Dr. Jürgen von Stackelberg (Göttingen)

Heinrich Heine und Voltaire

In der spanisch-sprechenden Welt heißt Heine „el poeta alemán“, der „deutsche Dichter“. Wahrscheinlich beruht das jedoch auf einem Irrtum. Denn in Spanien und Lateinamerika ist er nur der Dichter der Loreley, der deutschen Eichen und der Nachtigallen, der Schmerzliebe, nicht aber der romantischen Ironie und nicht des sozialen Engagements. Also der Dichter des *Buches der Lieder*, nicht der *Reisebilder* und nicht der *Harzreise*, nicht der Autor der *Romantischen Schule* und nicht der Berichterstatter über die *Französischen Zustände*, schon gar nicht des späten *Romanzero*, auf den ich in diesem Essay oder dieser Skizze zusteure, die keine wissenschaftliche Abhandlung sein will, sondern nur die Nacherzählung eines Heine'schen Gedichts und eines Voltaire'schen Dialogs.

In Frankreich, berichtet Heine selbst, habe man ihm den Spitznamen eines „romantique défroqué“ gegeben, und das entspreche auch der historischen Rolle, die er spiele: die eines Romantikers, der zum Antirromantiker geworden sei. Die Frage, um derentwillen ich die Parallele zu Voltaire ziehe, ist, ob Heine damit nicht zugleich auch zu einem Aufklärer geworden ist. Sagen müßte ich, daß ich nicht als Fachgermanist über Heine spreche, sondern nur als Romanist – und Heineliebhaber. Denn ich habe Heine immer genau so gern gelesen wie Voltaire, und tue das nach wie vor. Wenn einen in trüben Stunden die Weltläufte so, wie sie derzeit sind, be-

drücken mit ihrem Reklamewahn, ihrem Computerismus, ihrem Fixiertsein auf Tagesberühmtheiten und einer unersprißlichen Politik, wüßte ich kein besseres Trostmittel, als Heine zu lesen – wenn es nicht Voltaire ist. Denn er ist ja mindestens genauso geistreich, so ironisch, so kaustisch und so überraschend mit seinen Einfällen, die sprachlich noch moderner wirken als diejenigen Voltaires. Das muß wohl daran liegen, daß Heine die Romantik hinter sich hatte und die Distanzierung von ihr ihn in unsere Gegenwart katapultiert hat. Ach, wie unvergleichlich moderner ist Heine doch, als alle seine Zeitgenossen und viele seiner Nachfahren! Und „défroqué“ paßt, denke ich, besonders gut auf jemanden, der ihr nicht nur „entlaufen“ ist, sondern sie von sich abgeschüttelt hat eben wie ein Mönchsgewand.

Immer wieder, deswegen sage ich das, wenn ich Heine las, kommt mir Voltaire in den Sinn. Natürlich wußte ich und weiß doch jeder, daß er, obwohl jüdischer Abstammung, ein deutscher Dichter war, wie er nicht deutscher sein konnte, daß er Lyriker war, was Voltaire nicht war, daß ihn die Deutschen als einen Liberalen aus dem Lande jagten und daß er sich im heißgeliebten Paris schließlich den Saint-Simonisten anschloß, also an den utopischen Sozialismus des Père Enfantin glaubte und was noch immer. Aber wenn Heine einmal ein Romantiker war und zum Klassiker wurde durch die Beliebtheit seiner

Dichtung, so war er eben doch auch ein Aufklärer. Selbst Marcel Reich-Ranicki, dem Heines Judentum als der einzig passende Schlüssel zu Heines Verständnis gilt, nennt ihn so: „Aufklärer, Romantiker und Klassiker in einem“! Ich zitiere das nicht nach seinem kleinen, etwas dürftigen Buch *Der Fall Heine*, sondern nach dem „Klappentext“ zu Ludwige Marcuses unvergleichlich reichhaltigerem, umfassenderem und eindringlicherem Buch über Heine: *Melancholiker, Streiter in Marx und Epikureer* (Diogenes, 1980).

Also: wenn man Heine in zwei Hälften teilen könnte (was natürlich verboten ist), so würde ich eine davon, die erste, nicht mit Voltaire in Zusammenhang bringen, die andere, die zweite, aber sehr wohl. Das soll nicht heißen, daß Heine ein großer Voltaireleser gewesen wäre. Davon ist (glaube ich) nichts bekannt. Ich habe auch keine Notizen, nicht einmal Eselsohren in meiner Heine-Ausgabe (der von Elster, die von größter philologischer Akribie ist), dort, wo er genannt wird, außer in den *Zeitungsberichten über Musik und Malerei*, einer vortrefflichen Auswahl von Heines journalistischen Schriften, die Michael Mann im Insel-Verlag 1964 herausgegeben hat. Dort, auf Seite 157, spricht Heine einmal von der „ätzenden Böswilligkeit Voltaire'scher Satyre“, die das Gemälde eines Horace Vernet, vielmehr: das darauf abgebildete Kamel *nicht* besitze. Voltaire war Heine also als „Satyriker“ gegenwärtig. Wieviel er sonst von ihm wußte und ob er am Ende gar so etwas wie eine geistige Verwandtschaft zwischen sich und ihm empfunden haben mag, entzieht sich meiner Kenntnis. Es findet sich ja vielleicht einmal ein romanistisch-interessierter Germanist, der das herausbekommt. Ungut wäre das nicht. Denn es

gibt sie ja doch, diese geistige Verwandtschaft, auch wenn es keine abstammungsmäßige ist, es gibt den Witz und den Spott und es gibt den Antiheroismus und den Kosmopolitismus, die alle bei Heine an Voltaire zurückzudenken erlauben. Vor allem aber, und davon will ich hier reden, die Religionskritik, von der ich finde, sie ähnele bis ins Einzelne der Voltaires. Das an einem Beispiel zu zeigen, soll der Zweck dieses kleinen Essays sein. Ehe ich darauf zu sprechen komme, gebe ich nur noch Marcuse das Wort, der schreibt: „Seine frühen Eindrücke hatten in ihm Sympathien für den Katholizismus gepflanzt. Seine Erfahrungen machten ihn zum Anti-Pfaff. Er studierte die Familienähnlichkeit der ‚Rabbinen, Muftis, Dominikaner, Konsistorialräte, Bonzen‘, kurz des ‚diplomatischen Korps Gottes‘ in der ganzen Welt; und er haßte ein Leben lang mit Inbrunst, was ihnen allen gemeinsam war, was sie auch mit dem Adel verband: er haßte ihren Hochmut, ihre freche Selbstsicherheit, ihre Unmenschlichkeit. Die Herren und die Pfaffen hatten, wie er bemerkte, gleiche Dünkel-Kappen und waren gleiche Brüder; das Bajonett und der Krummstab waren eng liiert. Züchtete der Adel Hundedemut, so züchtete der Pfaffe die Demut der verdrehten Augen ...“ (137).

All das trifft auf Voltaire genauso zu, wie auf Heine. Ich könnte zum Beispiel belegen, wie der Hochmut auch für Voltaire das Hassenswerte par excellence war. Demut oder Bescheidenheit, sagt Voltaire an entscheidender Stelle, nämlich im Spätbrief „De la Tolérance“, den er seinen *Lettres philosophiques* angehängt hat, ist die Grundlage für die wichtigste aller sozialen Tugenden, die Toleranz. Und was die Adligen angeht, so verkehrte Voltaire

zwar gern in deren Schlössern (das hätte Heine auch gern getan), aber er verwehrt dem Baron Thunder-ten-tronck, Candides Vetter, den Zugang zum Garten am Bosphorus. Zurück zu den Jesuiten soll er! Da kann er seinen Adelshochmut weiter pflegen, der ihn Nein sagen läßt zur Ehe des Bastards Candide mit seiner Schwester Kunigunde ... Und was Heine, in der Folge des Zitats aus Marcuse über die Leichtigkeit sagt, „die gnadenseligen Augen zu verdrehen, die gläubig verschränkten Hände in die Rockärmel zu vermuffen, das Haupt wie ein Lamm Gottes herabhängen zu lassen und auswendig gelernte Bibelsprüche zu wispern“, so hätte Voltaire auch all das sagen können. Heines Distanz zur christlichen Religion ist, genau wie diejenige Voltaires, zunächst ein Antiklerikalismus. Aber sie beruht (wieder wie bei Voltaire) auf einer der christlichen Anthropologie fundamental entgegengesetzten Auffassung von der Menschennatur. Nicht zu Unrecht nennt Marcuse Heine einen Epikureer. Das ist Voltaire auch gewesen. Das heißt, einer, der im Lebensgenuß, vorausgesetzt er wird maßvoll und vernünftig gepflegt, nicht nur etwas erblickt, das dem Menschen erlaubt, sondern für das er geboren ist. Den Himmel den Spatzen zu überlassen, und sich auf die irdischen Belange zu konzentrieren, kann man sagen, ist die gemeinsame Basis, auf der Heine wie Voltaire standen: es ist das aufklärerische Prinzip par excellence.

Interesse an der Religion aber hatte Voltaire bekanntlich erst recht, und darüber hinaus ein außergewöhnlich lebhaftes Interesse an *den* Religionen, wobei ihm die „Familienähnlichkeit“ der „Rabbinen, Muftis und Dominikaner“ natürlich auch bekannt war. Voltaires Interesse an der Vielheit der Religionen hing insbesondere

damit zusammen, daß er hoffte nachweisen zu können, sie hätten alle mit ihm den Deismus gemein. Heine hat in seinen letzten Lebensjahren so etwas wie eine neuerliche Hinwendung zu Gott vollzogen. Aber wie sah die wirklich aus? Auch dazu finde ich vorzüglich, was Ludwig Marcuse schreibt. Man sollte den ironischen Ton nicht überlesen, den Heine noch auf seinem Krankenlager beibehält. Seine frühere Gottlosigkeit schien ihm fast auch etwas hochmütig. Nun wird er bescheidener und weiß, daß ein „persönlicher Gott“ ein gutes Trostpflaster für einen Leidenden wie ihn ist, wenn auch nicht ganz so gut wie das „Kataplasma“, das er verwendet, um seine Schmerzen zu lindern. Da stürzten sich die frommen Christen der einen wie der anderen Observanz, die Protestanten wie die Katholiken, auf das gefundene Fressen: „Wieder einmal hat ein törichter Held wider Gott die Waffen gestreckt“, schrieben sie, bedachten aber nicht, daß Heine sich weder zur einen, noch zur anderen Form der christlichen Religion bekannte und überhaupt mit Kirchlichem nichts im Sinne hatte. Aber auch die „Großinquisitoren des Unglaubens“, die „Mönche des Atheismus“, die es in Frankreich damals wie heute gab, betrachteten Heine zu Unrecht als einen „Abtrünnigen“. Warum? Weil „Heine weder Protestant, noch Katholik, noch Jude, noch überhaupt ein Abtrünniger geworden war“ (sagt Marcuse, 308), sondern der religiöse Individualist und „Mensch zwischen zwei Polen“ war, „an deren einem Gottvater sitzt, weise waltend über dem Lauf der Welt, an deren anderem, eine alte Jungfer mit bleiernen Händen und traurigem Herzen: die Notwendigkeit“ (Marcuse, 309). Heines späte Bekehrung ist ein Mythos, wenn sie als eine Absage an die

Freiheit des Geistes verstanden wird. Und so ganz ernst dürfte es ihm mit dem Glauben auch nicht gewesen sein. Jedenfalls ist er kein „Frömmler“ und kein „frommes Lämmlein“ geworden, und hat heftig protestiert, als „diese und jene Herren sich einbildeten, er sei ein Betbruder geworden“, nein, immer noch betete er, wenn überhaupt, dann zum Lieben Gott, damit er seinen Brüdern „bessere politische Gesinnungen eingebe“ (Marcuse, 309). Und kirchlich begraben ließ er sich auch nicht (Protestant war er ja aus Karrieregründen geworden, und Mathilde heiratete er nach katholischem Ritus. Und Jude war er sowieso ...).

A propos Jude. Ich müßte mich hier wiederholen, was ich nicht will, um dem Unsinn zu widersprechen, daß Voltaire ein Antisemit gewesen wäre. Unsinn über Unsinn! Er verabscheute den jüdischen Aberglauben und die jüdischen Grausamkeiten (des Alten Testaments), ja, er hielt das jüdische Volk für armselig. Aber er meinte auch, die alten Juden seien tolerant gewesen, und er erklärte unmißverständlich, wenn auch in dem Ton der Untertreibung, der ihm zu eigen war: verbrennen dürfe man die Juden nicht!

Und ich komme zu meinen beiden Textbeispielen, dem Gedicht *Disputation* aus Heines *Romanzero*, und einem der Dialoge Voltaires. Seine letzte große Gedichtsammlung, den *Romanzero*, hat der seit drei oder vier Jahren schon schwerkranke, an heftigen Schmerzen, Lähmungen und zeitweilig auch Sprachstörungen leidende Heine 1849/50 seinem Sekretär Karl Hillebrand diktiert. 1851 erwarb der Verleger Campe den *Romanzero* und verkaufte davon in etwa vier Monaten 20.000 Exemplare. Ich entnehme das der, was die

Daten und Fakten angeht, zuverlässigen Einleitung zu Ernst Elsters Ausgabe von Heines *Sämtlichen Werken* (I, o.J., 1893 ?, S. 102). Was Elster jedoch über die Gedichtsammlung insgesamt und über unser Gedicht *Disputation* im besonderen schreibt, kann man nur mit Kopfschütteln registrieren. Die Form dieser Romanzen, schreibt er, zeige immer noch die „unvergleichliche Meisterschaft knapp zutreffenden, packenden Ausdrucks“, befremde aber gelegentlich auch „durch redselige Breite“. Er preist die „außerordentliche Anschaulichkeit und den Farbenreichtum von Heines Darstellung“, tadelt aber die Hineinnahme „unpoetischer Ausdrücke“ (S. 120). Wie kann man, wenn man Heine so gut kennt, wie dieser verdienstvolle Herausgeber, so etwas sagen? Ist ihm nicht klar geworden, daß an der Mischung von traditionell schönem, poetischem Vokabular und prosaischen Einsprengseln die Modernität dieses Dichters liegt? Und was den Schluß des *Romanzero*, die *Hebräischen Melodien*, anlangt, so stellt es gewiß eine unzulässige Vereinfachung dar, zu sagen (wie Elster es tut), sie gäben Heines „Rückkehr zum Glauben seiner Väter Ausdruck“ (ib.). Immerhin nennt auch Elster die *Disputation* das „beste Stück der Sammlung“, wiewohl er auch wieder nur meint, Heine gebe darin seiner „Abneigung gegen die Priester jeder Kirche Ausdruck“ (ib.). Ach, wenn es das nur wäre! Merkwürdig, wie man über die Brisanz religionskritischer Texte hinweglesen kann, wenn man davon überzeugt ist, sie stammten von jemandem, der zum Glauben seiner Väter zurückgekehrt ist.

Das Gedicht ist in Elsters Ausgabe zwölf Seiten lang. In Toledo (nicht etwa Salamanca) sollen ein Rabbiner und der Fran-

ziskanermönch José im Wettstreit darüber disputieren, welches der „wahre Gott“ sei, der der Juden, oder der „dreifaltige Liebegott der Christianer“ (Seite 465 der angegebenen Ausgabe, Band I). Wer in dem Disput unterliegt, solle sich der Religion des Überlegenen anschließen. Der Jude müsse sich dann taufen, der Christ sich beschneiden lassen. Elf „Genossen“ wohnen dem Streitgespräch bei und sollen das Los von Sieger oder Verlierer teilen. Schon halten die Mönche den „Sprenkelbesen“ und den „Weihwasserkübel“ „für die Taufe in Bereitschaft“ (466), während die Anhänger des Rabbiners „die Beschneidungsmesser wetzen“. König und Königin sitzen dem Streitgespräch vor, das Volk harret des Signals zum Beginn. Aber Heine kann es nicht lassen, der Königin, Blanche von Bourbon und ihrem Gemahl, Don Pedro (1350-1369), ein paar Strophen zu widmen. Blanche, die nun Blanka heißt, „gleich einem Kinde“, sie hat ein „französisch stumpfes Näschen“, „kichert schalkhaft“, ist aber zu bedauern, weil sie vom „heit’ren Seine-Ufer“ in den „steifen Boden / Der hispanischen Grandezza“ verpflanzt wurde. Pedro schätzt die Juden und die Mohren – bis zur Reconquista ist’s noch lange hin! –, die seine Heere befehligen und die Finanzen verwalten. Trompeten erschallen, der „Maulkampf“ (467) kann beginnen.

Bruder José, der Gardian der Franziskaner, „bricht hervor mit frommem Grimme; / Polternd roh und widrig greinend / Ist abwechselnd seine Stimme (Heine reimt Vers zwei und vier, eins und drei nicht)“. Und schon ist der Mönch zur „Dogmatik“ übergegangen, „kugelt ab den Katechismus“, was sich auf „Exorzismus“ reimt. In der Gottheit, sagt er, seien „drei Personen enthalten“, die „jedoch zu einer

einzigem, / Wenn es passend, sich gestalten“. Punkt eins (halten wir fest) ist die Lehre von der Trinität. Nur wer dem „Kerker / Der Vernunft und ihren Banden“ entsprungen ist, kann das Mysterium verstehen (Wie lautet doch der rote Faden, der sich durch die Unterhaltung des Marschalls von Hocquincourt mit dem Pater Canaye, von Saint-Evremond, hindurchzieht? „Point de raison!“). Sie ist also vernunftwidrig, gibt Heine, der sich solcher Kommentare nicht enthält, deutlich genug sagt, sie ist ein „Mysterium“, diese Lehre von der Dreifaltigkeit. Wie kann man sagen, Heine habe es nur auf die Fragwürdigkeit der Priester abgesehen und nicht auch auf die der christlichen Lehre?

Und dann erzählt der Mönch, wie „der Herr der Welt“ in einer Krippe zu Bethlehem geboren wurde, von „der Jungfrau, welche niemals / Ihre Jungfernschaft verloren“ (468). In der Krippe „stunden“ ein Kühlein und ein Öchslein, „schier andächtig, zwei Rindviehlein“. Später floh der Herr vor den Schergen des Herodes nach Ägypten und litt „die herbe Pein des Todes / Unter Pontio Pilato, / Der das Urteil unterschrieben, / von den harten Pharisäern, / Von den Juden angetrieben“. Dann entstieg er seinem Grabe, und nahm seinen Flug gen Himmel, wird aber, wenn es Zeit ist „Wiederkehren auf die Erde / Und zu Josaphat die Toten / Und die Lebendigen richten ...“

Christi Geburt also, die Jungfräulichkeit der Maria, der Tod am Kreuz, Auferstehung und jüngstes Gericht. Und schon ist Heine zu den Drohungen des Christenmönches übergegangen: „Zittert, Juden!“ ruft er aus, Vor dem Gott, den ihr mit Hieben / Und mit Dornen habt gemartert, / Den ihr in den Tod getrieben“. „Mörder“ sind die Juden, immer meucheln sie „den

Heiland, / Welcher kommt“ sie „zu erlösen“ (469). Und weiter geht die Beschimpfung: „Judenvolk, du bist ein Aas, / Worin hausen die Dämonen; / Eure Leiber sind Kasernen / Für des Teufels Legionen“. Und weiter: „Judenvolk, ihr seid Hyänen, / Wölfe, Schakals, die in Gräbern / Wühlen, um der Toten Leichnam' / Blutfraßgierig aufzustöbern“. Das sagt Thomas von Aquino, erklärt Bruder José, den man nennt „den großen Ochsen / der Gelehrsamkeit“. Und weiter: „Juden, Juden, ihr seid Säue, / Paviane, Nashorntiere, / Die man nennt Rhinozerosse, / Krokodile und Vampire“, Eulen sind es, Uhus, Fledermäuse, Wiedehöpfe, Leichenhühner, Basilisken, Galgenvögel, Nachtgeschöpfe (eine Strophe), „Vipern und Blindschleichen, / Klapperschlangen, gift'ge Kröten, / Ottern, Nattern – Christus wird / Eu'r verfluchtes Haupt zertreten“ (wieder eine Strophe). Es sei denn, ihr flüchtet euch aus den Synagogen in die Kirchen, wo man getauft werden und seinen alten Adam abwaschen kann. Hat man das vernommen, stellt die Folge einen Stilbruch dar, denn die christliche Religion ist ja die Religion der Liebe, Christus ist das Lamm, er hat unsere Schuld am Kreuz gesühnt und, sagt José: „Seine Duldsamkeit und Demut / Suchten wir stets nachzuahmen“.

Hier möchte man vermerken, daß Heine nicht immer nur „redselig“ kommentiert, wie absurd das ist, was der Mönch vorträgt, er kann genausogut (in Voltaires Manier!) den Kontrast unausgesprochen lassen, der sich aus den geifernden Reden, den Beschimpfungen und Drohungen zur Behauptung ergibt, die Christenreligion sei die der Liebe und der Duldsamkeit. Um Selbstwidersprüche ist der Franziskaner nicht verlegen: er ist, um es

kurz zu sagen, dumm (Auch das gilt es im Gedanken an Voltaire festzuhalten).

Also: sanft, leutselig, milde seien die Christen (die eben noch so ausfällig waren), deswegen werden sie auch im Himmel zu frommen Englein verklärt und dort gottselig wandeln, „in den Händen Lilienstenglein“. Da tragen die Mönche keine Kutten mehr, sie gehen reinlich gekleidet in „Muss'lin, Brokat und Seide“, lassen keine Glatze mehr sehen, sondern „Goldlocken“ umflattern ihre Köpfe: „Allerliebste Jungfrau flechten / Uns das Haar in hübsche Zöpfe“. Da haben wir den himmlischen Kitsch! Zudem paaren sich die Schlußstrophen merkwürdig, in denen Bruder José ausmalt, wie groß die Kelche sein werden, aus denen man im Himmel trinkt „den Saft der Reben“. Und lasziv endet das Plädoyer des frommen Mannes, der nun auch noch von den Küssen redet, die den Seligen von „Frauenmündchen“ verpaßt werden in dem Jenseits, in dem die Christen „trinkend, küssend, lachend“ die Ewigkeit verbringen, „Und verzückt Halleluja, / Kyrie Eleison singen“.

Darauf bekommt der Rabbi das Wort, aus dessen Gegenrede vor allem referiert sei, wie „unpassend“ die Juden die Dreieinigkeitslehre finden, daß sie einen Gott namens Christum nicht kennen und auch dessen Fräulein Mutter nicht. Die „Unannehmlichkeiten“, welche Jesus gemacht wurden, bedauere er, sagt der Rabbi, aber ob wirklich die Juden ihn umgebracht hätten, sei zweifelhaft, da ja das „Corpus delicti“ schon am dritten Tag verschwand. Dagegen preist der Rabbi den Judengott als stark und gesund, als musikliebend und, dies vor allem, als einen Gourmet. Das Plädoyer des Juden gipfelt in einem Loblied auf das Lieblingsgericht der Ju-

den, Fisch mit Knoblauchbrühe, in Wein gesotten, mit Gewürzen und Rosinen. Für ein solch schmackhaftes Gericht, meint schließlich der Rabbi, könne Bruder José getrost seine Vorhaut hergeben. „Und die Juden schwangen schon / Ihre Messer wonnegrunzelnd“ (Reimwort: „heimlich schmunzelnd“).

Wie aber einst Bruder Las Casas vor Karl V. nach dem Kronjuristen Sepulveda erneut ansetzen mußte, um seine Sache zu vertreten, so bekommt nun auch unser Mönch wieder das Wort. Die Debatte erhitzt sich, man wird lauter, der Rabbi kreischt, schimpft zurück und zieht mit Verwünschungen über den Mönch her, wie dieser das zuvor getan hatte, indem er die Juden verfluchte. Ersäufen werde Jehovah die Christen wie die Ägypter, die den flüchtenden Juden nachsetzten, allesamt ertrinken werden sie, wie es einst dem Pharaon erging. Worauf der Mönch nicht minder „grimmig“ Kontra gibt und behauptet, der „schmutz'ge Fliegengott“ der Juden, werde nicht Herr über sie, die ihm trotzen, weil sie Jesu Leib „genossen“. Da kommt zu guter Letzt auch die Eucharistie noch zu ihrem Recht, die offenkundig das hebräische Fischgericht übertreffen soll:

„Christus ist mein Leibgericht,
Schmeckt viel besser als Leviathan
Mit der weißen Knoblauchsauce,
Die vielleicht gekocht der Satan.“

Auf dem Scheiterhaufen sollen die Juden schmoren, krönt José seine Rede:

„Ach, anstatt zu disputieren,
Lieber möchte ich schmoren, braten
Auf dem wärmsten Scheiterhaufen
Dich und deine Kameraden.“

Gipfel der Apologie des Christentums ist somit eine Anspielung auf die Autodafés der Inquisition. Der Disput, der zwölf Stunden währte, ist zu Ende. Alles wartet ungeduldig auf den Urteilsspruch, den der König Donna Blanka zu sprechen bittet. Und die schelmische Schöne von der Seine spricht:

„Welcher Recht hat, weiß ich nicht –
Doch es will mich schier bedünken,
Daß der Rabbi und der Mönch,
Daß sie alle beide stinken.“

Natürlich ist das das Urteil einer feinen französischen Dame. Aber es reicht dazu aus zu meinen, so wenig die Religionen selbst taugen, die die beiden Geistlichen verteidigen, so unerfreulich sind deren Sprecher, Mönch und Rabbi, alle beide.

Voltaire's Religionsgespräch, an das mich Heines *Disputation* oder auch, in einer Variante, „Kontroverse“ (Elster, 560) erinnerte, ist zwar kein Dialog zwischen einem Mönch und einem Rabbi, und es enthält folglich auch keine Gegenüberstellung von christlicher und jüdischer Religion, sondern es ist ein Zwiegespräch zwischen einem christlichen Missionar, dem Bruder Rigolet, und dem Kaiser von China, Yongtschin, Nachfolger des Kang-hi, der im Jahre 1722 verstarb. Kang-hi hatte in seiner Güte die jesuitischen Bonzen im Reich der Mitte aufgenommen, die sich dort mit ihren astronomischen Kenntnissen, mit ihren Barometern und Thermometern beliebt machten. Sie stritten sich zwar untereinander und verfochten manchmal ganz andere Ansichten, als ihre Glaubensbrüder in Europa, aber erst als sich herausstellte, welche Reichtümer sie in China angehäuften, und daß sie im benachbarten Japan einen

regelrechten Glaubenskrieg angefacht hatten, sollte ihnen der Prozeß gemacht werden. Ehe das Urteil über sie gefällt und sie womöglich des Landes verwiesen werden sollten, will Kaiser Yong-tschin sich jedoch ein genaueres Bild von der Religion machen, die sie propagieren. Und er läßt Bruder Rigolet zu sich kommen, der ihm schon bekannt ist, weil er „ein paar Kinder von Lastträgern und die Waschfrauen des Palastes bekehrt hatte“. Bruder Rigolet war keiner der astronomischen Rechenkünstler, er war ein schlichtes Gemüt, anders gesagt: ein Dummkopf. Warum denn auch Dummköpfe in den Jesuitenorden aufgenommen wurden, soll im Hinblick auf ihn der Jesuitengeneral Olivar gefragt worden sein. Da antwortete er, die Gesellschaft Jesu brauche auch Heilige! Rigolet erscheint also vor Yong-tschin, macht den üblichen Kniefall, berührt mit seiner Stirn neunmal den Boden und bekommt vom Kaiser das Wort erteilt. Er sagt, seine Religion sei die einzig wahre, das habe ihm sein Präfekt, Bruder Bouvet, erklärt, und dem habe es seine Amme gesagt. Die Chinesen, Japaner, Koreaner, Tartaren, Inder, Perser, Türken, Araber und Afrikaner würden allesamt verdammt, und seine Religion heiße die katholische, weil sie universal sei. Fragt der Kaiser zurück: „Ihre Sekte herrscht in einem Winkel von Europa, und Sie nennen sie universal. Das soll wohl heißen, daß Sie sie überall zu verbreiten gedenken?“ Das bejaht Rigolet und fügt gleich hinzu (denn er ist zwar dumm, aber auch geschwätzig), Gottes Stellvertreter auf Erden habe die Jesuiten in das Land des Kaisers geschickt, um es zu katechisieren, solange es noch nicht „von der gefährlichen Sitte des Denkens verdorben sei“ (Da haben wir wieder Saint-Evremonds

„point de raison“!). Da aber die Kinder der christlichen Lehre am ehesten würdig seien, begännen die Missionare ihre Arbeit bei ihnen. Dann gingen sie zu den Frauen über, die ihnen bald ihre Männer zuschickten, und wenn sie genug Proselyten gemachte hätten, sagt Rigolet, seien sie mächtig genug, den Souverän auch zum ewigen Leben zu bekehren und ihn zum Untertan des Papstes zu machen. Yong-tschin reagiert ironisch: das klinge ja gut, meint er, aber wo denn bitte dieser Stellvertreter Gottes zuhause sei? Bruder Rigolet zeigt es auf der Landkarte. Dort, am Ende der Welt, wohne der Papst, sagt er, und er erlöse oder verdamme nach Gutdünken alle Könige der Erde, denn er sei Gottes Vizekönig, ein Vize Chang-ti, ein Vize-tien. Im Namen Gottes herrsche der Papst über die ganze Erde, und der Bruder General der Jesuiten unterstehe ihm. „Mein Kompliment für den Vizegott und den Bruder General!“ entgegnet wieder ebenso höflich wie ironisch der Kaiser, aber er möchte vor allem Näheres über den Gott der Christen wissen. Da legt Rigolet los – und man kaum umhin, dabei an Heine vorauszudenken. Er sagt: „Unser Gott kam vor 1753 Jahren in einem Pferdestall, zwischen einem Ochsen und einem Esel auf die Welt. Drei Könige, die offensichtlich aus dem Reich der Mitte stammten, eilten herbei, ihn in seiner Krippe anzubeten“. Sagt der Kaiser: „Wahrhaftig, Bruder Rigolet, wenn ich dabei gewesen wäre, hätte ich nicht gezögert, mich ihnen als vierter anzuschließen!“ Das glaubt Rigolet gern, aber er meint: Wenn Ihre Majestät Lust auf eine kleine Reise hätten, bräuchte sie nur Gottes Mutter aufzusuchen. Sie wohne hier, wie auf der Karte zu sehen, am Ufer des Adriatischen Meeres, in eben

dem Haus, wo sie mit Gott niederkam. Das Haus, das sei wahr, habe ursprünglich nicht da, wo es jetzt steht, gestanden (nämlich in Loreto), aber himmlische Geister hätten es vor 1300 Jahren dorthin transportiert. Die Mutter Gottes befinde sich allerdings nicht in Fleisch und Blut dort, sondern sei nur aus Holz. Es könne sein, daß sie von ihrem Sohn, dem Gott, der ein guter Zimmermann war, hergestellt worden sei.

„Ein Zimmermannsgott! Und ein von einer Frau geborener Gott! Ei, was Sie nicht sagen!“, hört man den Kaiser entgegenen. „Nein“, sagt Bruder Rigolet, „sie war keine Frau, sie war eine Jungfrau, sie war zwar verheiratet und hatte noch zwei andere Kinder, aber sie war dennoch Jungfrau.“ Das erstaunt den Kaiser natürlich. „Eine Jungfrau und Kinder?“ Rigolet nickt: ja, Gott, sagt er, habe dem Mädchen ein Kind gemacht. Da fragt der Kaiser zurück: „Wie? Sagten Sie nicht, sie sei die Mutter Gottes? Gott schlief also mit seiner Mutter, um dann von ihr geboren zu werden?“ – Rigolet stimmt zu: Ja, er habe es erfaßt: die Gnade wirke schon. Gott verwandelte sich in eine Taube, um der Frau des Zimmermanns ein Kind zu machen – und das Kind war Gott selbst. Das mache also zwei Götter, rechnet Yong-tschü nach: einen Zimmermann und eine Taube! Wieder stimmt Rigolet begeistert zu. Doch es gebe noch einen dritten, sagt er, der der Vater von beiden sei und den man bei ihm zuhause immer mit einem majestätischen Bart darstelle. Dieser Gott war es, der der Taube befahl, der Zimmermannsfrau ein Kind zu machen, aber im Grunde seien die drei Götter nur einer. Der Vater habe den Sohn gezeugt, die Taube ging aus Vater und Sohn hervor, das erkläre ja doch, daß die Taube, die vorausging, der

Zimmermann, der von der Taube gezeugt wurde, und der Vater, der den Sohn der Taube gezeugt hat, nur *ein Gott* sein konnten. Wer das nicht glaube, der müsse in der Hölle schmoren.

Da sagt der Kaiser: das sei „klar wie der helle Tag“, und faßt das Gesagte zusammen (was wir übergehen können). Nur, ob dieser Gott auch gestorben sei, will er noch wissen. Was Rigolet bestätigt und ausmalt: wie er trotz seiner Wundertaten gepeitscht und aufgehängt worden, aber zwei Tage danach wieder auferstanden sei, ohne daß jemand es gesehen habe. Nun sei er im Himmel und habe feierlich erklärt, er komme demnächst mit großem Pomp wieder auf die Erde nieder. Lukas, der gelehrteste aller Chronisten, bestätige das – nur leider sei er bisher nicht wiedergekommen. Als der Kaiser von China auch das vernommen hat, umarmt er Bruder Rigolet und sagt: „Du wirst keine Umwälzung in meinem Reich anzetteln, deine Religion ist bezaubernd: du wirst das Zwerchfell meiner Untertanen erschüttern ...“

Folgt (denn die Unterhaltung dauert lange) Rigolets Berichterstattung über das Alte Testament, in dem die Geschehnisse des Neuen vorausgesagt werden. Dann erzählt er von den Wundertaten Christi, von denen die Austreibung der bösen Geister und deren Verwandlung in Schweine, die im See Genezareth ertrinken, den Kaiser erbost, denn er ist ein Freund der Landwirtschaft. Zugegeben, räumt der Jesuit ein, Jesus habe seine Geschichte nicht selbst niedergeschrieben. Das sei erst hundert Jahre später geschehen, und es bestünden auch Widersprüche zwischen den Berichten der vier Chronisten. Trotzdem glaube alle Welt, was sie geschrieben. Der Kaiser möge sich dem anschließen und ebenfalls Jesuit werden. Dann

werde er heilig gesprochen, und man werde ihn nach seinem Tod in Rom als den Heiligen Yong-tschin verehren.

Selbst damit aber ist das Gespräch noch nicht zu Ende. Es kommt noch die Messe dran, sowie die Gepflogenheit der Christen, ihren Gott in Gestalt einer Oblate zu essen. Was den Kaiser verwundert. Doch er schickt Rigolet aus, ihm ein paar dieser göttlichen Oblaten zu bringen: sein Hofkoch könne sie vielleicht mit einer schmackhaften Sauce zubereiten ...

Schließlich ruft der Kaiser seinen Schreiber herbei, und sie stellen beide fest, daß es zwei Sorten jesuitische Missionare gibt, die Gauner und die Dummköpfe. Man einigt sich darauf, daß die Gerichte gut daran täten, die Jesuiten samt und sonders des Landes zu verweisen. Auch die Oblaten, die Rigolet beibringt, und vorschlägt mit Rotwein zu sich zu nehmen, denn das sei das Blut Gottes, ändern nichts an dem Beschluß, der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen. Mit Geld und Kleidung versehen, läßt Yong-tschin die Jesuiten das Reich der Mitte verlassen; seine Soldaten geleiten sie bis an die Grenze. Und Voltaire beschließt den Text mit der Feststellung: „Sie gingen. Das Christentum wurde in China ebenso abgeschafft wie in Persien, in der Tartarei, in Japan, in Indien, in der Türkei und in Afrika. Das ist äußerst bedauerlich. Aber das kommt davon, wenn man unfehlbar ist.“

So anders das Gespräch verläuft, wäre es ganz abwegig zu sagen, Heinrich Heine hätte es nicht wesentlich anders schreiben können? Die Hauptpunkte von Frère Rigolets Berichterstattung ähneln jedenfalls denen des Disputs zwischen Bruder José und dem Rabbi. Beiden haben es die Umstände von Jesu Geburt in einem Stall, mit Öchslein und Eselein, angetan, aber Vol-

taire beschreibt die Besonderheit der jungfräulichen Empfängnis noch detaillierter mitsamt den Folgen, der Trinitätslehre. Auch die Auferstehung und der Hinweis auf das Jüngste Gericht fehlt nicht. Nur daß Rigolet weder die Façon verliert und wütet – dazu besteht ja kein Anlaß – und daß keine Gewaltdrohungen mit dem Postulat der Liebe kontrastieren. Daran hat Voltaire es freilich in anderen christentumskritischen Texten nicht fehlen lassen. Glauben und Vernunft sind jedenfalls für ihn genauso unvereinbar, wie für Heinrich Heine. Aber es wäre eine Pedanterie, die weder Heine noch Voltaire anstünde, weitere Parallelen aufzuzeigen. Ich denke, die Texte belegen, daß es nicht abwegig ist, den französischen Spötter im selben Atemzug zu nennen, wie den deutschen. Womit bewiesen wäre, daß die Rede von Heine als dem „poeta alemán“ korrigiert werden muß. Darüber, nur ein deutscher Dichter zu sein, ist Heine weit hinausgewachsen, so sehr er betonte, das nach wie vor zu sein. Und Voltaire sollte auch nicht, wie es noch immer geschieht, als die Verkörperung des französischen Geistes angesehen werden. Auch er war weit mehr als das.

(Das Original des besprochenen Dialogs findet man unter dem Titel „Relation du bannissement des Jésuites de la Chine“ (Frère Rigolet et l'Empereur) in den *Dialogues philosophiques de Voltaire*, hg. von R. Naves, Classiques Garnier, 1955, S. 217 ff.)

Zum Autor: 1964-1991 Ordinarius für Roman. Philologie in Göttingen. Hauptgebiete seiner Forschung und Lehre franz. Literatur der Frühen Neuzeit (16.-18. Jh.) sowie Arbeiten über italien. Literatur, über Lateinamerika und die „Romania jenseits der Meere“. Über 40 Buchpublikationen, mehrere Übersetzungen. 1991 emeritiert, lebt er seit 2005 in Göttingen.